# Sonntagsbeilage

## Lesung für den Sonntag.

### Die Not der Zeit.

Es gibt äußere und es gibt innere Not im Menschenleben. Welche Not empfindet der Mensch am tiefsten? Die Wahrheit ist, daß ihm **die** Not am qualvollsten ist, unter der er jeweils gerade leidet. Im allgemeinen aber zeigt die Beobachtung des menschlichen Lebens, daß er äußere Not als die unmittelbarste und bitterste empfindet, wie er sich auch gegen sie am leidenschaftlichsten aufbäumt. Diese Auffassung, so nahe sie dem Menschen auch liegt, und so allgemein und so verständlich sie auch ist, ist irrig und bedeutet eine Umkehrung der gottgewollten Ordnung. Je tiefer uns ein Leid trifft und in unsere Seele eindringt, um so unmittelbarer berührt es uns und um so drückender lastet seine Wucht auf unserer Seele. Tiefer aber und damit unmittelbarer und schmerzlicher kann uns kein Unglück treffen als Herzensqual und Seelennot.

Das deutet uns das heutige Evangelium an. Da bringen die Menschen einen armen Kranken, den die Gicht gelähmt hat, zu Christus. Sie sehen nur seine Krankheit, seine Schmerzen, seine äußere Not, und sie bringen ihn, allerdings gläubigen Herzens, damit der Wundertäter von Nazareth ihn von dieser Krankheit heile. Dieser aber schaut tiefer. Hinter der äußern Not sieht er die Not einer Seele, die in ihrem Tun von Gott abgewichen ist und sich der Sünde ergeben hat und deshalb sich quält in verzehrender Qual. Darum kümmerte er, der wohl wußte, welches Leid das größere und furchtbarere ist, dessen Schweiß zu Gethsemane, nicht durch körperliche Schmerzen, sondern durch innere Qual und Seelenleid, wie Tropfen Blutes war, sich zunächst nicht um die äußere Not des Kranken. Vielleicht hat er in den flehend auf ihm gerichteten Augen des Kranken gelesen, was diesem am meisten nottat, und in seinem göttlichen Erbarmen kam er der stummen Bitte eines erlösungsbedürftigen, leidzerrissenen Herzens entgegen und sprach die Worte der Erlösung: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben". Tatsächlich gibt es Menschen, wie es immer solche gegeben hat, die um dieser Worte willen körperliche Leiden und äußere Not mit Freuden tragen würden. Hier aber war Christus ganz Barmherzigkeit. Nachdem er dem Kranken den beglückenden Frieden des Herzens wiedergegeben hatte, gab er ihm auch, aber fast wie durch einen Zufall und scheinbar wegen der über seine Worte entrüsteten Schriftgelehrten, die Gesundheit wieder: „Steh' auf, nimm dein Bett und geh nach Hause."

Die Gedanken, die dieses Ereignis in uns auslöst, führen unmittelbar in unsere Zeit. Auch der Mensch unserer Tage krankt an innerer und äußerer Not. Beides ist die Folge von Ereignissen, die mit der elementaren Wucht einer Naturgewalt über die Menschheit dahingegangen sind, in ihren Spuren äußere und innere Not nicht nur für einzelne Menschen, sondern für ganze Teile der Menschheit zurücklassend. Die äußere Not unserer Zeit kennen wir nur allzu gut. Wir begegnen ihr auf Tritt und Schritt. Sie wird uns täglich vor Augen vorgehalten und in die Ohren gerufen, wenn wir auch den Eindruck haben, daß bisweilen darin übertrieben, daß die „Not der Zeit" hier oder dort aufdringlich in den Vordergrund gedrängt wird und daß sie in nicht wenigen Fällen die Folge einer unnötig über die Verhältnisse gesteigerten Lebenshaltung ist, so stehen wir im allgemeinen doch vor einer Notlage, wie es in normalen Zeiten nicht der Fall ist. Dieser Notlage gegenüber machen wir nun die alte Erfahrung, daß der Mensch sie für das Wichtigste hält und gegen alles andere taub und blind wird. Von der äußeren, vor allem wirtschaftlichen Not redet jeder Redner, schreibt jede Zeitung, Zeitschrift, Broschüre. Wer aber redet von der inneren Not unserer Zeit? Nicht als ob es nicht ernste Männer und Frauen gäbe, die sie kennen und darauf hinweisen. Aber sie sind Rufende in der Wüste. Ihre Stimme verhallt im Tanz um das goldene Kalb, worin viele das einzige Heilmittel gegen die äußere Not des Lebens erblicken, verhallt im Streit der Meinungen und im Lärm der Menge.

Mag man nun auch die innere Not unserer Zeit totschweigen oder mit dem Lärm eines wilden, ja verzweifelten Genußlebens übertönen, es ist und bleibt unzweifelhafte Tatsache, daß sie da ist, daß sie am Mark der Menschheit zehrt und daß sie größere Opfer fordert als die äußere Not. Und die Gründe, daß sie gerade heute so sehr und oft verderbenbringend angewachsen ist? Sie sind zahlreich. Einige sind oben angedeutet. Einen der wichtigsten erblicken wir in einer Kette, deren Glieder mit unheimlicher Folgerichtigkeit in einander greifen: Zusammenbruch, innere Haltlosigkeit, Aufflammen der Leidenschaften, Zerrüttung der Sittlichkeit, religiöse Gleichgültigkeit, Unglauben, innere Leere nach Verlust aller Ewigkeitswerte des Lebens und namenlose innere Not. Der Tanz um das goldene Kalb führt in zunehmendem Maße zu Raub und Mord. Die innere Not und Verzweiflung als Schlußglied dieser Kette aber zu Selbstmord. Wir reden oft von der inneren Not der Jugend unserer Zeit und bedenken nicht, daß es für unsere Zeit keine furchtbarere Anklage gibt als dieses Wort, das leider eine schwerwiegende Tatsache bezeichnet. Warum waren wir blind und taub — und sind es noch! — und haben zugesehen und zugelassen, daß der Jugend die ethische Grundlage und der religiöse Halt entschwand? Warum haben wir liberalen Schlagwörtern zulieb unsere Jugend aller Werte beraubt und sich unvorbereitet in eine gärende Zeit der Freiheit und Schrankenlosigkeit geworfen und sie allein gelassen, warum ihr die seelischen und geistigen Waffen genommen und sie so in den Kampf um ein neues Leben und eine neue Zukunft geschleudert? Heute ringt mancher im Lande die Hände über diese innere Not und Verderbnis der Jugend, der zu diesen Erscheinungen redlich beigetragen hat.

Aber sie haben nichts gelernt. Sie fahren fort, verderblichen Samen auszustreuen und Schlagworte und Phrasen in Seelen zu werfen, die nur Eines wollen: Heraus aus der innern Not, und die, vielleicht von ihnen selbst unverstanden, nach dem Einen verlangen, der alle äußere und innere Not des Menschenherzens kennt, der den Gefallenen erhebt mit dem Weckruf seiner Lieb: „Steh' auf!" und dem in innerer Not Verzweifelnden Ruhe und Frieden in die Seele gießt mit seinem Gnadenwort: „Sei getrost!" — J.

## Römische Briefe.

Von Pfarrer B. M. Steinmetz.

**2. Brief: Audienz beim Papst. — Mussolini.**

Der Höhepunkt der römischen Tage war die Audienz beim Papste. Am Spätnachmittag versammelten wir uns — rund fünfhundert Menschen — im Campo santo und zogen im geschlossenen Zuge zum Vatikan. Als wir auf der Freitreppe von St. Peter für einige Aufnahmen Halt machten, stellte sich mein Nachbar zur Rechten als Bezieher des „Heiligen Feuers" vor, und flugs meldete sich noch einer. Dann kletterten wir im Vatikan ermüdende Treppen hinauf. Ein junger Schriftsteller beichtete mir unterwegs seine Not. Er wollte umkehren, weil es ihm schwer falle, vor dem Papste zu knien. Da die Zeit sehr kurz war, wandte ich eine sehr energische Kur an. „Vor zwei Jahren", sagte ich zu ihm, „sah ich in Mainz, wie Sie sich tief zu der Hand einer jungen Dame hinabbuckelten, Ihr Kopf und Ihre Brust verschwanden fast in der Tiefe, Ihr Hinterteil drohte emporzufliegen und ihre ganze Figur das Rad zu schlagen. Meinen Sie nicht auch, wenn man vor einer Dame so edle Teile wie Kopf und Brust beugen kann, dann muß es auch möglich sein, vor dem Statthalter Christi so prosaische Körperteile wie die Kniee niederzuzwingen?" Er lachte dankbar und befreit. — Buntgekleidete Diener nahmen uns in Empfang und stellten uns in den Loggien Raffaels in Reihen. Es war eine weihevolle Spannung. Hier und da zupfte eine Dame noch ihren Schleier zurecht; ein würdiger Herr in meiner Nähe legte sich Pro ecclesia et Pontifice an und ließ den gleißenden Orden an einem langen roten Bande wie an der Zunge des Cerberus herabhängen. Drei Nobelgardisten, erlesen nach Kleidung, Wuchs und Haltung, schreiten sicher und unbefangen durch die Menschenreihen den päpstlichen Gemächern zu. Das Wort des Bischofs von Keppler: „Wenn man zum Papste geht, braucht man sich nicht zu rasieren, bis man vorkommt, sind wieder Stoppeln da," bewahrheitet sich erfreulicherweise nicht. Nach wenigen Minuten schon öffnet sich die Türe, und durch ferne, dämmerige Säle sieht man Seine Heiligkeit auf uns zukommen. Wie ein lichter Himmelsbote schreitet er im reinen Weiß seiner Kleidung durch die schon abendlichen Räume, scharf abgehoben vom Rot seiner Umgebung. Dogmatik und Geschichte kommen mit ihm und in ihm überwältigend auf einen zu. Er hat für jeden einzelnen einen gütigen Händedruck. Die Forderung des hl. Bernard an den damaligen Papst „Humanissimus esto", „Du sollst leutseliger als jeder andere sein," ist in Pius XI. bezaubernd erfüllt. Ich werde ihm persönlich vorgestellt, er nickt freundlich, und als „das Heilige Feuer" eine katholische Zeitschrift genannt wurde, sagt er, als wenn er es kännte, „ja". Nachdem jeder einzelne begrüßt war, versammelten wir uns im Thronsaal zur Ansprache und zum Segen. Im Baldachin verborgen angebrachte Lampen — es ging bereits zum Abend — gossen ihr Licht auf den Thron und seine Umgebung. Der Papst sprach, wie es die Gelegenheit erforderte; er dankte für den Besuch, in dem sich deutsche Treue kundtue, gab Grüße in die Heimat mit und erklärte die Intention seines Segens. Er sprach deutsch, aber vorsichtig, tastend; oft wiederholte er sich, sichtlich in dem Bestreben, das rechte Wort zu finden. Es

## Für unsere Kleinen.

### Der Drachen.

Es war ein schöner, sonniger Septembertag, so recht geschaffen, um den neuen Drachen steigen zu lassen, den Heinz unter Vaters Anleitung sich gebastelt hatte. Ein feiner Drachen war es, mit einem langen, bunten Papierschweif und einem gemalten Gesicht. Ganz verwundert schauten die runden Augen in die Welt, als wollten sie sagen: ob mir der Höhenflug wohl gelingt? Wer weiß, was für Abenteuer ich zu bestehen habe dort oben in der Luft! Mutter hatte eine ganz, ganz lange Schnur gestiftet, die Heinz sein säuberlich aufgewickelt in der Tasche trug, damit sie sich nicht verwirren konnte. An den bunten Papierschnitzeln, die den Schweif ausmachten, hatte Leni geholfen, sie war ebenso stolz auf das papierne Kunstwerk wie ihr Bruder Heinz, und als Heinz ihr sagte: „Leni, gehst du mit zur Wiese, wir wollen den Drachen steigen lassen?", da war sie sogleich einverstanden. Heinz rannte mit dem Drachen voraus, Leni folgte und trug den Schweif, und Waldi lief mit hängender Zunge und fröhlichem Gebell nebenher, obgleich ihn niemand zum Mitgehen aufgefordert hatte. Aber Waldi war der unzertrennliche Spielkamerad der beiden und wartete eine Einladung gar nicht erst ab.

„Wir machen jetzt einige Probeflüge", entschied Heinz, als sie auf der Wiese die Windrichtung ausprobierten. „Und wenn sie gut gelingen, holen wir Fritz und Josef hinzu, die sollen aber über den feinen Drachen staunen!" Leni war damit einverstanden. Sie blieb in gehöriger Entfernung stehen und hielt die Schnur, derweil Heinz mit dem Drachen über die Wiese lief.

Und wirklich! Er stieg. Erst schaukelte er ein bißchen im Winde, als ob er sein Gleichgewicht nicht recht behaupten könne, dann stieg er kerzengerade empor und ließ sich von der Sonne bescheinen. Und es war, als lachten die runden, verwunderten Augen auf die beiden Glücklichen auf der Wiese herab. „Er fliegt höher als der Zeppelin!" rief Heinz in jäher Begeisterung. „Da schau, wie hoch er schon ist! Ganz klein sieht er aus, kaum, daß man noch sein Gesicht sehen kann!"

Leni klatschte in die Hände. „Wie der Schweif flattert! Daran habe ich auch mitgeholfen!" Und Waldi jagte über die Wiese mit wehenden Ohren, und sprang kläffend in die Höhe, wenn die Kinder ihm den Drachen zeigen wollten. „Er soll wiederkommen!" Leni wurde besorgt. „Wenn er sich nun da oben losreißt und davonfliegt, dann haben wir ihn gehabt. Vielleicht fliegt er nach Japan, und die japanischen Kinder spielen mit ihm, oder über das große Wasser?"

„Ja!" sagte Heinz. „Man müßte ihm einen Zettel anbinden, worauf zu lesen steht, woher er kommt, und dazu setzen, daß die Kinder, die ihn finden, uns eine Karte schreiben!"

Heinz wickelte die Schnur auf, flatternd kam der Drachen tiefer und fiel endlich taumelnd auf die Wiese. Leni und Heinz liefen darauf zu, aber Heinz konnte besser laufen, so erreichte er eher den Drachen als die kleine Schwester. Das aber ergrimmte Leni so sehr, daß sie Heinz einen Stoß gab, um eher an den Drachen zu gelangen.

Darauf war der Bruder allerdings nicht gefaßt, er kam in Schwung und fiel der Länge nach hin, gerade auf den Drachen.

„Rrrrrrssss!" machte das Papier, „knax!" machte das Holzgestell, und als Heinz sich erheben konnte, war von dem stolzen Drachen nur zerbrochene Holzstäbe und zerrissenes Papier übrig. Anklagend blickten die runden, verwunderten Augen aus der Zerstörung.

Stumm vor Schrecken, sah Leni, was ihr Jähzorn angerichtet hatte. „Mein Drachen!" weinte Heinz auf, gleichzeitig erfaßte ihn eine ungeheuere Wut, so daß er Leni einen Stoß gab, daß sie im Bogen auf die Wiese flog. Zum Unglück schlug sie hart mit der Stirn auf, und trug eine dicke Beule davon.

„Ich sag' es der Mutter!" Leni schrie, daß es weithin schallte.

„Sag es nur!" trumpfte Heinz auf, „dann sage ich, weshalb der Drachen entzwei ist. Na warte, wenn Vater nach Hause kommt!"

Den Streit der Geschwister hatte Waldi sich zunutze gemacht. Er schlich die Trümmer des Drachens an, so wie die Sioux das Wild beschleichen, faßte mit spitzen Zähnen zu und vernichtete vollends, was noch übrig geblieben war.

Heinz und Leni jagten hinter Waldi her, als sie ihn endlich erwischt hatten, stieß Heinz Leni zurück. „Du brauchst nicht dabei zu sein, geh nach Hause, ich mag nicht mehr mit dir spielen!" Leni schlich davon, setzte sich in die Laube, und die dicken Tränen rollten nur so über ihre Wangen.

In tiefem Kummer betrachtete Heinz den einst so stolzen Drachen. Waldi hatte sich in erwachendem Schuldbewußtsein aus dem Staube gemacht, und so saß Heinz bei den Resten wie einst Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo. Nachdem er sich noch einmal überzeugt hatte, daß dieser Drachen nie wieder würde einen Höheflug wagen können, packte er Papierfetzen und Stäbe zusammen und ging langsam nach Hause. Die kläglichen Ueberbleibsel verstaute er in den Spielschrank und überlegte, wie er den Vater bitten könne, ihm bei der Herstellung eines neuen Drachens zu helfen.

Es bedrückte ihn, daß er Leni fortgejagt hatte, und wußte ganz genau, das würde Vater nicht gutheißen. Erst neulich hatte er zu Heinz gesagt: „Du mußt immer ritterlich gegen deine kleine Schwester sein." Was würde er sagen, wenn er von Leni hörte . . .! Wenn er Lenis Beule sähe . . .

Und Leni saß in der Laube und bereute ihre rasche Tat. Sie trug die Schuld, sie ganz allein. Heinz hatte recht, daß er nicht mehr mit ihr spielen wollte . . . Ob Heinz noch auf der Wiese war —?

Leni verließ die Laube just in dem Augenblick, als Heinz in den Garten trat, um die Schwester zu suchen. Als sie einander sahen, beschleunigten sie ihre Schritte. Leni rief schon von weitem: „Heinz, sei mir nicht böse, es war sehr häßlich von mir! Mir tut es so leid, daß ich dir den schönen Drachen verdorben habe."

„Sei still!" beschwichtigte Heiz sie, „ich war sehr ungezogen zu dir, sei nicht mehr böse! Tut die Beule arg weh?"

Leni schüttelte den Kopf, bedeutete dem Bruder zu warten, lief ins Haus und kam bald darauf zurück. „Da, Heinz", sie drückte ihm den Inhalt ihrer Sparbüchse in die Hand. Und dann zogen sie einträchtig zusammen los und kauften buntes, goldgemustertes Seidenpapier für einen neuen Drachen.

Hans Helmut.

## Herbst.

Zelt, Marktesfahnen wehen,
Felder längst in Stoppeln stehen,
Ähren blühen voller Pracht,
Um Mittwochsgeläute sacht.
Purpurrot den Mühlstein,
Hagebutte. Und am Rain
Reifen schon die Brombeerbeeren.
Verfleddert mit roten Fäden,
Hat es eilig mit dem Reifen,
Weiter Kindchen will es greifen!
Duftig duftet wilde Minz,
Buchenwald im Sonnenschein
Steht noch da im grünen Schmuck,
Aber über Nacht, wie Spuk,
Fächt sich gelb sein Blätterkleid,
(Bald es goldne Blätter scheint!)
Fahlen Laub am Eichenbaum,
Ausgeträumt des Sommers Traum!
Hoch der Drosselmärchen Singen
Hört man durch die Zeiten klingen.
Auf dem Telegraphendraht
Zwitschern Schwalben froh wie sonst.
Und bereiten sich
In der altbekannten Weise
Fleißig regen sie die Schwingen,
Soll der Sammlung vorgenommen sein,
Muß das Fliegen man verstehen!
Weltweh drum die Alten sehen
Nach der jungen Brut am Platz,
Ob sie können setzt genug.
Es verschwand Freund Adebar.
Eilezüglich, Weile, Langsamzug, Star
Zwitschern: Es ist alle Zeit,
Herbst! Die Schwalben sind so weit!
Doch, heute noch sind sie lustig,
Geben mir ein Abschiedslied!
Alle Schwalben sind gekommen,
Plötzlich halten sie genommen,
Und beim Auseinanderstieben
Zwitschern sie: „Auf Wiedersehen!"

## Der Mensch wird älter.

Immer mehr durch Seuchen und Kriege verwüstet, nicht durch Hungersnöte und Verstümmelungsoperationen, sondern einfach durch die moderne Hygiene, deren Errungenschaften allmählich Allgemeingut werden, durch die Luft, durch das Wasser und durch die tägliche Kost, die wir in die Zimmer lassen und unserer eifrigen aufsuchen als früher, durch den Sport, der immer weitere Kreise zieht, kurz: durch allerlei natürliche Faktoren. Es ist eine Tatsache, daß die Menschen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Durchschnitt nur 20 Jahre alt wurden und noch in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts betrug das durchschnittliche Lebensalter in Deutschland noch weniger als fünfzig Jahre, aber seitdem ist es ständig gestiegen, nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt. Dafür bieten die Statistiken der Versicherungsgesellschaften heute den genauesten Beweis, sie sie ein großes Interesse daran haben, das Lebensalter des Menschen möglichst exakt zu ermitteln, hängt doch die Höhe der Prämien und die Rentabilität der Gesellschaft sehr wesentlich von der Lebenslänge ab. Selbstverständlich sind individuelle Faktoren hierbei auch noch ausschlaggebend: das Milieu, der Beruf, die persönliche Veranlagung des Einzelnen usw. Wird aber eine Versicherungen von einigen Millionen statistisch erfaßt, so verschwinden diese Einzelheiten und es bleiben die nackten Zahlen übrig. Sie für die Lebensdauer charakteristisch sind. Sehr auffallend ist dabei die Durchschnittszahl für Amerika berechnet worden. Sie beträgt zur Zeit beinahe 57 Jahre. Das scheint vielleicht nicht sehr hoch, bedenkt aber doch schon einen ganzen Fortschritt, wenn man bedenkt, daß vor dem Kriege die Durchschnittsdauer des Lebens in Amerika nur 44½ Jahre betragen hat. In den verflossenen 15 Jahren hat sich also der Lebensdurchschnitt in den Vereinigten Staaten um 13 Jahre erhöht. Auch in Europa steht es ähnlich, wenn auch lange nicht so gut wie drüben. Die Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark und England haben auch schon vor dem Kriege recht lange durchschnittliche Lebensgrößen, nämlich ungefähr 47 Jahre. In der Schweiz ist diese Zahl auf 57 Jahre gestiegen, in den übrigen genannten Staaten auf 55. Deutschland bleibt mit 43 bis 50 Jahren ziemlich weit zurück, Frankreich liegt mit 47 Jahren noch weiter hinten. Jedenfalls erweist es sich allenthalben, daß sich der Lebensdauer nicht unwesentlich gebessert haben hat. Das sind natürlich nur statistisch errechnete Durchschnittszahlen, obgleich von denen immer Milde abnormer Langlebigkeit vorgekommen sind.

## Neuer Präsident des Deutschen Richterbundes.

Reichsgerichtsrat Dr. Litz

wurde an Stelle des zurückgetretenen Senatspräsidenten Dr. Neubert zum Präsidenten des Deutschen Richterbundes gewählt.

## Die Bevölkerung der Erde.

**Fast zwei Milliarden Menschen. — Europe ist der dichtest bevölkerte Erdteil, Asien ist am volksreichsten. — Die Menschheit nimmt ständig zu.**

Nachdruck verboten.

Im Haag befindet sich das „Internationale Institut für Statistik", das oft auf zu interessantes statistisches Material veröffentlicht. So wurden kürzlich die Resultate der letzten Zählung bekannt gegeben, die sich mit der Bevölkerung beschäftigte. Man hat dieser Zählung das vergangene Jahr zugrunde gelegt, und man hat sich natürlich der größten Genauigkeit befleißigt. Allzu ist Zahlen trotzdem nicht überall auf Tatsachen, sondern teilweise auf Schätzungen beruhen, so liegt das daran, daß es Gebiete gibt, in denen eine genaue Zählung einfach nicht möglich ist.

Die zuletzt erschienene Bevölkerungsstatistik des Haager Instituts stellt fest, daß rund 1 936 000 000 Menschen die Erde bewohnen. Die meisten dieser Menschen leben natürlich in Asien, das an absoluter Bevölkerungsziffer weitaus obenan steht. Hier hat man 1070 Millionen Menschen gezählt. Dann kommt gleich Europa mit 479 Millionen Bewohnern, worauf sich erst Afrika mit 141 Millionen Bewohnern, Nordamerika mit 116 Millionen Bewohnern und Australien (einschließlich der Inseln des Stillen Ozeans) mit 9,3 Millionen Bewohnern.

Das Haager Institut hat auch die letzte statistische Zählung vorgenommen; damals hatte man 1 811 000 000 Erdbewohner festgestellt. Es ergibt sich also, daß die Erdbevölkerung in diesen acht Jahren um rund 125 Millionen Menschen zugenommen hat, was bedeute der doppelten Bevölkerungszahl Deutschlands gleichkommt. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, wenn die Gelehrten, die sich mit dieser Materie befassen, eine Übervölkerung der Erde befürchten, zumal sich die Menschen nicht in den schon bestehenden Gebieten niederlassen, sondern dort, wo man ohnedies schon von einer Übervölkerung sprechen kann. Man befürchtet, daß die Erde bald nicht mehr in der Lage sein wird, die Menschheit zu ernähren, wenigstens nicht auf der bisher bekannten Grundlage. Es muß entweder neues fruchtbares Gebiet erschaffen und gefunden werden oder man muß andere neue Möglichkeiten finden, die den Lebensbedürfnissen der sich ständig mehrenden Menschheit nachzukommen imstande sind.

St. S.

## Der Feind der Schiffe.

Die amerikanische Behörde hat in ihrem Eifer für das nützliche Tier mehrere ungeheure eine Viertelmillion Dollars für die Bekämpfung des Bohrwurms eingestellt. Das ist ein Tier, das sich an allen Küsten, auch an den britischen und französischen Gestaden so mich an den Unterseebooten, an die es sich anklammert, fortgesetzen und ist als Todfeindin recht begehrt. Auch der amerikanische Bohrwurm hatte sich in mit erstaunlichen Mitzen, die sich unter Wasser befanden, Eichenholz ist ihm darum ungeheuer nie Platz: Teeren und Kreosotanstriche halfen nichts. Der Bohrwurm ist nämlich ein Muschelart, aus deren Gehäuse allmählich ein Wurm in der Länge eines Armes hervorwächst, dessen Zähne ihr das Holz so verderblich sind, so daß keine Arbeiten widerstehen kann. Während des Baues des Panamakanals haben diese Würmchen, welche die Schiffe recht eigentlich auffressen, jedes Jahr für zwanzig Millionen Schaden angerichtet. Man ist geneigt zu glauben, daß sich der Wurm von seinen Verwandten ernährt, aber diese Annahme ist falsch. Er nährt sich vielmehr von kleinen pflanzlichen Meeresorganismen und stiftet sich gewöhnlich, diese Lebewesen als Wohnungen zu bohren. In den tropischen Gewässern tritt er in Mengen auf, von denen man sich in unseren Breiten keine rechte Vorstellung machen kann, denn hier findet er den Salzgehalt, der ihm zusagt, während er im Süßwasser eingehen muß. Das Weibchen legt Millionen von Eiern, die sich sofort auf das Holz setzen und wachsen. Nach sechs Wochen legen diese Jungen schon neue Millionen Eier, aber glücklicherweise leben die Tiere nicht lange.

## Herbst.

Zelt, Marktesfahnen wehen,
Felder längst in Stoppeln stehen,
Ähren blühen voller Pracht,
Um Mittwochsgeläute sacht.
Purpurrot den Mühlstein,
Hagebutte. Und am Rain
Reifen schon die Brombeerbeeren.
Verfleddert mit roten Fäden,
Hat es eilig mit dem Reifen,
Weiter Kindchen will es greifen!
Duftig duftet wilde Minz,
Buchenwald im Sonnenschein
Steht noch da im grünen Schmuck,
Aber über Nacht, wie Spuk,
Fächt sich gelb sein Blätterkleid,
(Bald es goldne Blätter scheint!)
Fahlen Laub am Eichenbaum,
Ausgeträumt des Sommers Traum!
Hoch der Drosselmärchen Singen
Hört man durch die Zeiten klingen.
Auf dem Telegraphendraht
Zwitschern Schwalben froh wie sonst.
Und bereiten sich
In der altbekannten Weise
Fleißig regen sie die Schwingen,
Soll der Sammlung vorgenommen sein,
Muß das Fliegen man verstehen!
Weltweh drum die Alten sehen
Nach der jungen Brut am Platz,
Ob sie können setzt genug.
Es verschwand Freund Adebar.
Eilezüglich, Weile, Langsamzug, Star
Zwitschern: Es ist alle Zeit,
Herbst! Die Schwalben sind so weit!
Doch, heute noch sind sie lustig,
Geben mir ein Abschiedslied!
Alle Schwalben sind gekommen,
Plötzlich halten sie genommen,
Und beim Auseinanderstieben
Zwitschern sie: „Auf Wiedersehen!"